Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 7

Artikel: Das Hemd des glücklichen Mannes
Autor: Coloma, Luis / Berg, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664427

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eigener Kraft ist ein Beweis für die politische und moralische Gesundheit unseres Schweizervolkes, und so lange diese anhält, wird auch der neue Schweizerbund kräftig dastehen. Was ihn aber immer und immer wieder mit dem alten Bunde verbindet und uns diesen lieb und teuer macht, das ist das hehre Vermächtnis, das uns der große Tote hinterlassen hat: „Träger der Freiheit und Menschenwürde zu sein im schönen Alpenlande, so lang die Berge stehn auf ihrem Grunde."

Die Entwicklung unseres neuen Staatswesens scheint zur Hoffnung zu berechtigen, daß das Schweizervolk die Kraft besitze, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Die Hoffnung wird in Erfüllung gehen, wenn es die Lösung stets mit religiös-sittlichem Ernst in Anlehnung an Vaterland und Familie erstrebt und sich nicht durch politische Heißsporne oder schwärmerische Theoretiker auf Abwege drängen läßt; denn von der Volksherrschaft zur Pöbelwirtschaft ist oft nur ein kleiner Schritt. Was all den neuen Errungenschaften einen sichern Bestand verleihen, zu weitern führen und innere Spannungen sowohl als äußere Gefahren überwinden helfen wird, das ist der mehr und mehr erstarkende nationale Geist, der sich in den glänzenden Referendumstaten stets imposanter offenbart. Dieses Nationalgefühl und den Sinn für nationale Ehre zu pflegen und die Keime dazu in die zarten Herzen der Jugend zu legen, das ist auch eine Aufgabe der Schule. Möge sie dieselbe nie aus dem Auge verlieren und den Geschichtsunterricht stets so einrichten, daß er die Jugend erwärme und begeistere für das Große und Edle, das Ewige, Göttliche, auf daß ein Geschlecht heranwachse, das in ernsten Tagen der Gefahr mit ruhigem Blick und opferfreudigem Mut entgegentrete, eingedenk des Dichterwortes:

„Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei
O Sohn dein Alles freudig weih'!"

Das Hemd des glücklichen Mannes.

von **Luis Coloma.**

Autorisierte Uebersetzung a. d. Spanischen von Ernst Berg.

Vor langen Zeiten regierte im glücklichen Arabien der König Berthold I., der der Große genannt wurde, wohl, weil er der dümmste aller Monarchen aus seiner Dynastie war. Seine königliche Majestät war

ein großartiger, unübertrefflicher Faullenzer, der sein Leben größtenteils lang ausgestreckt liegend, mit Haschischrauchen ausfüllte, während seine Sklavinnen ihm mit Marabuwedeln die Fliegen verscheuchten und seine Sklaven beim Tone der Trompeten und Hoboen in der schönen Sprache seines Reiches ihm zum Preise sangen:

Maka-kaschú Maka-kaschú
Sank-fú, Sank-fá
Schirivoi kó-kó.

Da geschah es, daß dieses immerwährende dolce far niente bei seiner Majestät eine merkwürdige Krankheit hervorrief, die niemand kannte, und deren Wesen sich keiner der inländischen Aerzte erklären konnte. Aber verwunderlich war es ja nicht; denn, der Müßiggang und die Untätigkeit verderben alles; das stehende Wasser fault, das unbenutzte Eisen verrostet, und beim trägen Menschen wird der Verstand stumpf, das Herz vertrocknet und die Seele verdirbt.

Als das Befinden des Königs immer schlechter wurde, entstand ein allgemeines Geschrei nach Aerzten, und in ganzen Haufen eilten die Heilkünstler an den Hof, um ihre Kunst an dem Könige zu versuchen.

Ein deutscher Doktor, ein Schüler oder vielmehr richtiger gesagt, ein Vorgänger von Hahnemann erklärte, daß Seine Majestät ihr Leben der allerhöchsten Gefahr aussetzte, wenn sie nicht drei Pulsatilla-Kügelchen in einer Wanne mit Wasser auflöste und davon alle sieben Jahre einen halben Theelöffel voll nähme; denn nach seinem Urteile wäre jene Krankheit die schreckliche Migräne, die in Deutschland jeden befällt, der nicht arbeiten will.

Darauf erklärte Mister Hall, der in Oxford promoviert hatte, daß jenes Leiden in England spleen genannt werde, daß es hauptsächlich eine Tochter der Themsenebel sei und daß die Söhne des weißen Albion es gewöhnlich radikal dadurch heilten, daß sie sich eine Pistolenkugel in die Schläfe jagten.

Ein Pariser Arzt, der sich die Haare brannte und bei jeder Gelegenheit Paul de Kock zitierte, meinte, daß jene Krankheit nichts anderes wäre als das gefährliche ennui, und verordnete Sr. Majestät die Bälle von Mabille und die Musik von Offenbach.

Schließlich kam noch ein galizischer Arzt, ein Mann von bedeutendem Wissen und großer Gewissenhaftigkeit und sagte, daß Seine Majestät an chronischer Faulheit litte, und daß es kein anderes Mittel dagegen gäbe, als ihn vor einen ordentlichen Pflug zu spannen und ihm die Fliegen statt mit Marabufedern mit einer vierschwänzigen Peitsche abzuklopfen; denn die

Prügel und nicht die Grundsätze des Hippokrates und Galenos wären nach seiner Ansicht das beste und wirksamste Mittel gegen die Arbeitsscheu.

Man brachte die Verordnungen der Aerzte zur Ausführung, mit Ausnahme derjenigen des englischen und des galizischen Arztes, die vom Könige verworfen wurden, da ihm die erste denn doch ein bischen zu radikal und die zweite ein bischen zu unbequem schien. Aber das Befinden Seiner Majestät verschlimmerte sich trotzdem von Tag zu Tag mehr, und schließlich fühlte er das Ende herannahen.

Es wurden nunmehr öffentliche Gebete für die Gesundung des Königs abgehalten, und nach der Sitte des Landes rasierten sich die Männer die rechte und die Frauen die linke Augenbraue ab. Es ist eben ein allgemeiner Fehler der Gläubigen wie der Götzendiener, daß sie sich Gottes erst dann erinnern, wenn die Menschen sie verlassen haben oder ihnen nicht mehr helfen können.

Des weiteren wurde eine Bekanntmachung veröffentlicht, wonach demjenigen, gleichviel ob Mann oder Frau, der ein Mittel brächte, das dem königlichen Kranken die Gesundheit wiedergebe, die Statthalterschaft des Reiches übertragen werden sollte. Aber niemand meldete sich in dem Palaste, und die Höflinge, die in solchen Dingen einen sehr feinen Geruch haben, verließen schon die Vorzimmmer des sterbenden Berthold I., um die des kommenden Berthold II. zu bevölkern.

Jede Hoffnung schien bereits vergebens, da fand sich eines Abends, wie vom Himmel gefallen, in der Hauptstadt ein kleines Männchen ein, das auf einem Esel ohne Ohren ritt, der leichtfüßiger war als Alborak, die Stute Mohameds. In dem Rucksack steckte der Talmud, und in der Hand hielt das Männchen einen Regenschirm aus roter Baumwolle, mit dem er sich gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützte.

Vor dem Haupttore des Palastes stieg der Fremdling ab, erklärte der Wache, daß er ein israelitischer Arzt sei, und erbot sich, den König zu heilen. Eiligst kamen die Großen des Reiches, deren kahle Köpfe von fern aussahen, wie ein Haufe weißer Melonen, herbei, um den Retter in der Not zu empfangen. Von drei Herolden geführt und von sämtlichen Großen gefolgt, trat der kleine Jude in das königliche Schlafzimmer. Ein Dämmerlicht herrschte in dem Raume; auf einer Erhöhung, die mit reichen persischen Teppichen bekleidet war, stand ein Bett aus Perlmutter, Gold und Elfenbein, überragt von einem Betthimmel aus tyrischem Purpur.

Hier ruhte auf schwellendem Pfühl der sterbende König Berthold, dessen Stöhnen und mühsames Atemholen in kurzen Zwischenräumen die Alabasterlampe erzittern ließ, die das Gemach erhellte. Ueber den Kopf war eine seidene Nachtmütze gestreift, und über ihr lag die goldene Krone,

denn so wollte es die Etiquette des Hofes. Die gelbliche Farbe des Gesichtes und die aufgedunsenen Wangen gaben dem Kopf des Königs in der Ferne das Aussehen eines gekrönten Kürbis. Eine reiche Kaschmirdecke lag über den geschwollenen Leib des Kranken gebreitet, und auf der höchsten Spitze des Bauches saß die Lieblingskatze Seiner Majestät, die aufmerksam dem Todeskampfe des großen Berthold I. zusah und zufrieden vor sich hinschnurrte.

Lange prüfte der Arzt den Puls des Königs und führte alle möglichen, seltsamen Zeichen über ihm aus. Dann nahm er ein kräftiges, spitzes Instrument und stach damit den Kranken in den Kopf, ohne daß der Patient durch irgend eine Bewegung das geringste Gefühl verriet.

„Der Kopf Seiner Majestät ist vollständig leer!" sagte der Jude.

Dann stach er mit seinem Instrument in das Herz, und auch jetzt zeigte der König nicht die geringste Empfindung.

„Das Herz Seiner Majestät ist von Stein!" fügte der Arzt hinzu.

Jetzt setzte der Jude sein Instrument ganz leicht in der Magengegend an, und sofort erhob Seine königliche Majestät ein Gebrüll, das durchdringender war als die höchsten Töne einer chromatischen Tonleiter. Die Pfosten des elfenbeinernen Bettes krachten; die erschreckten Wächter ließen ihre Waffen aus den Händen fallen; die Herolde sanken in die Knie, berührten mit der Stirn den Boden und riefen: „Allah ist groß!" Die Katze Seiner Majestät floh mit hochaufgerichtetem Schwanze davon; und die Großen des Reiches fühlten die wenigen Haarreste, die ihre Scheitel schmückten, sich emporsträuben. Nur der Jude blieb vollkommen ruhig.

„Seine Majestät hat viel mit dem Magen gearbeitet!" sagte er.

„Die Weisheit selbst spricht aus deinem Munde," erwiderte der Großvezier.

Der Arzt zog darauf ein merkwürdiges Buch zu Rate, in dem die Zeichen des Tierkreises in den lebhaftesten Farben gemalt waren. Er zog in ihm geheimnißvolle Kreise und schrieb unentzifferbare Zeichen und endlich erklärte er, daß Seine Majestät ohne alle Hilfe sterben müßte, wenn er nicht, noch ehe das letzte Viertel zum Vollmond geworden, das Hemd eines glücklichen Mannes angelegt hätte.

Die Höflinge hielten dieses Heilmittel für sehr einfach und verließen wieder die Vorzimmer des künftigen Berthold II., um zu denen des gegenwärtigen Berthold I. zurückzukehren, auf dessen Schläfen sie die Krone sich von neuem befestigen sahen. Auch der Monarch selbst fühlte sich durch diese Hoffnung wie neu belebt, und er konnte an jenem Abend drei Kaninchen, einen Truthahn und noch einige andere Kleinigkeiten essen.

So wenigstens berichtete eine Extraausgabe des „Reichsanzeigers", der das Menu Seiner Majestät täglich als Leitartikel brachte.

Inzwischen hatte sich der israelitische Arzt, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus der Stadt entfernt und hatte, Verse aus dem Talmud vor sich her betend, den Weg nach dem Berge Sinai eingeschlagen, von dessen Gipfel er den Messias zu erblicken hoffte, den er erwartete.

Noch am selben Abend berief der Großvezier den Staatsrat zusammen, um darüber zu entscheiden, ob das Hemd, das Seine Majestät anzulegen hätte, schmutzig bleiben oder frisch gewaschen werden sollte, ob es gestickt sein müßte, oder von glattem Leinen hergestellt sein könnte, ob es einen weiten oder engen Halsausschnitt haben sollte u. s. w. Die Diskussion wurde bald sehr angeregt, die weisen Räte zankten sich weidlich, nannten sich gegenseitig Dummköpfe und wären vielleicht einander noch in die spärlichen Haare geraten, wenn nicht ein alter Minister die Streitenden mit der Frage unterbrochen hätte, wer von ihnen denn eigentlich der glückliche Mann wäre, der das Hemd liefern könnte, um dessen Eigenschaften sie sich so sehr erhitzten.

Auf diese Frage wurde es plötzlich still in der Runde. Verdutzt sahen die Räte einander an, und ohne eine Silbe zu antworten, verließ einer nach dem andern den Beratungssaal, da keiner seinem Hemde die Fähigkeit zutraute, eine solche wundersame Wirkung auszuüben.

Da ließ der Großvezier auf dem Marktplatze eine öffentliche Bekanntmachung anschlagen, in der allen glücklichen Männern der Hauptstadt befohlen wurde, sich in dem Palaste einzufinden. Aber nicht einer folgte der Aufforderung, und der Mond wuchs und wuchs, wie wenn er den Todeskampf des Monarchen in seinem ganzen Glanze betrachten wollte.

Eiligst veröffentlichte man die Bekanntmachungen in allen Städten, Flecken und Dörfern des ganzen Reiches; aber alles war umsonst. Verzweifelt machte sich endlich der Vezier, der mit dem Tode des Königs natürlich auch sein Amt und seine Stellung verlor, in eigener Person auf, um das ganze Land nach dem wundersamen Heilmittel zu durchforschen. Aber vergebens durchquerte er ganz Arabien, vom rotem Meere bis zum persischen Golf, und erstreckte er seine Nachforschungen selbst bis zu den wilden Gebirgen der arabischen Wüste hin. Der glückliche Mann wollte nicht erscheinen. Kein einziger Mensch glaubte in dem ganzen Lande glücklich zu sein, das diesen schönen Titel in seinem Namen führt.

Hoffnungslos stellte der Großvezier seine Nachforschungen endlich ein. Auf der Rückreise setzte er sich eines Tages ermüdet unter einen Palmenbaum. Da fing sein Kameel an zu schnaufen, den Samum der Wüste ankündigend. In der Ferne sah der Vezier gewaltige Sandwolken

heranziehen und wie Feuerwirbel durcheinander stieben. Erschreckt flüchtete er sich in eine Höhle, die er unfern unter einem Hügel bemerkte, und hier fand er einen greisen Hirten vor, der ihn freundlich willkommen hieß und ihm Datteln und Wasser darbot.

„Was suchst du in dieser Wüstenei?" fragte der einsame Alte den Würdenträger.

„Ich suche den glücklichen Mann, den ich am Hofe und in der Hauptstadt nicht habe finden können!" erwiderte dieser schmerzlich lächelnd.

„Allah ist groß!" rief der Greis mit ernsten Mienen. Und die Hand auf die Brust legend, fügte er hinzu:

„Der Leopard der Wüste hat in seiner Höhle das, was das Haupt der Gläubigen in seinem Palaste nicht hat!"

„Du?!" rief der Großvezier verblüfft und zugleich hocherfreut. „Du bist wirklich glücklich?"

„Allah ist groß!" erwiderte der Alte.

„Aber wie kannst du in dieser Höhle glücklich sein?"

„Weil ich mir nichts anderes wünsche und nicht zu fürchten brauche, dieses zu verlieren."

„Aber wo hast du denn dein Glück?" fragte der Vezier, der die tiefe Weisheit in der Antwort des Greises nicht zu begreifen vermochte.

„In mir selbst!"

Kopfschüttelnd sah der Großvezier den Alten an, dann warf er ihm einen Sack voll Zechinen vor die Füße und bat ihn, ihm sein Hemd dafür zu geben.

Lächelnd öffnete der Greis das aus Fellen zusammengenähte Wams, das seine Brust bedeckte und . . . o, welch' eine unerwartete Ueberraschung, welch' eine grausame Enttäuschung! . . .

Der glückliche Mann, er trug gar kein Hemde! . . .

Humoristisches.

A: „Wie ist es möglich, daß Sie bei all' Ihrer Armut ohne Schulden durchkommen?" B: „Sehr einfach, mir pumpt keiner was."

— „Entschuldigen Sie, aber mir ist, als müßten wir uns kennen. Sind Sie nicht ein Bruder oder ein naher Verwandter von Herrn Lips?"

„Nein, der bin ich selbst."

„Ach, wirklich? Darum die Aehnlichkeit!"